

Charlotte Chalabi: Flughafentransfer

„Schon wieder so eine!“, denkt Vlad. Er kann Leute nicht leiden, die nicht bezahlen. Er arbeitet jeden Tag hart, um ein bisschen Geld für eine Reise zurückzulegen. Seine Frau, Rita, weiß davon nichts, er wird ohne sie verreisen, er hasst sie sowieso. Er hasst auch seinen Job, sein Taxi und er hasst Zürich. Von den ganzen Vorurteilen gegenüber seiner rumänischen Abstammung ist er irgendwann depressiv geworden. Rita hat ihn zum Psychiater geschickt, er bekommt jetzt Antidepressiva, die Stärksten, die es gibt. Sein Psychologe hat ihn vor den Nebenwirkungen gewarnt, aber er ist einfach nur froh, ein bisschen besser zurechtzukommen. Während er über sein jämmerliches Leben nachdenkt, kommt eine junge Frau aus dem Gebäude, vor dem Vlad nun schon seit einer halben Stunde wartet. Ihre Figur ist ganz gut, hübsch ist sie nicht wirklich. Er würde sie trotzdem nehmen und beschließt auszusteigen. Leider ist sie schon weg, sie hatte es wohl eilig, als Vlad endlich aus dem Wagen gestiegen ist. Er geht in das Gebäude, das die alte Dame, die ihm versprach mit Geld wiederzukommen, auch betrat. Ihn überkommt, wie so oft die Wut, er hämmert an alle Türen des vierstöckigen Gebäudes, vergeblich. „Sterbehilfe“ steht auf dem Schild im zweiten Stock. Trotz seines Deutschkurses in der Volkshochschule versteht er das Wort nicht. Seit einigen Wochen versucht Vlad sein Deutsch zu verbessern. Er weiß, dass wenn er seine Frau töten wird, ein Haufen Fragen gestellt werden würden, darauf hat er sich vorbereitet, deswegen schreibt er sich jeden Tag ein neues, unbekanntes Deutsches Wort auf und lernt es. Er will vorbereitet sein. Also zückt Vlad das Vokabelheft und schreibt „Sterbehilfe“ hinein. Am Abend wird er seine Rita bitten, ihn an den Laptop zu lassen und das Wort bei Google übersetzen. Plötzlich wird Vlad ganz ruhig, seine Wut ist wie weggeblasen, als er deutlich einen grausamen Gedanken immer klarer werden lässt. Beim Verlassen des Gebäudes schwört er sich, seine Frau heute noch umzubringen.

Rita hat gekocht, es gibt Schweinebraten und Majonäse. Hat Vlad schon erwähnt, dass er sie hasst? Er hasst sie, weil sie nicht kochen kann und weil sie nie mit ihm schläft. Das letzte Mal ist vier Monate her. Schweigend verbringen sie das Abendessen. Während sie den Tisch abräumt und das Geschirr spült, sucht er den Laptop. Ihm ist das Wort wieder eingefallen. Gerade als er ihn aufklappen will, kommt Rita und reißt ihm das Gerät aus der Hand. Hastig schließt sie einige Seiten, stellt ihn wieder ab und läuft in die Küche. Noch nie ist sie auf die Idee gekommen, dass er den Verlauf liest und schaut, auf welchen Seiten sie unterwegs ist. Weil die Uhrzeiten dabeistehen, weiß er, dass Rita gar nicht arbeiten geht, wie er es ihr befohlen hat. Anstatt bei anderen Leuten zu putzen, ist sie nur in Klatsch- und Tratsch-Foren unterwegs. Dort nennt sie sich lithuania23 und liest andauernd Beiträge von einem gewissen Mollwitt. Auch dafür hasst er sie. Aber bald muss Vlad sie nicht mehr ertragen, nie wieder sehen. Er übersetzt das Wort und googelt noch ein bisschen, erkennt schließlich, warum die alte Dame nie zurückgekommen ist. Nach einigen Minuten Überlegung steht sein Plan dann fest. Er versucht Rita ein letztes Mal anzufassen, wie immer schüttelt sie ihn ab und behauptet, sie habe Migräne. Damit hat er gerechnet, er sagt ihr, er mache noch zwei Flughafentransfers und verspricht etwas gegen die Schmerzen mitzubringen, dann verlässt er die Wohnung.

Natürlich muss er niemanden zum Flughafen fahren, er geht in den 24-Stunden Supermarkt und kauft eine blickdichte Strumpfhose und Handschuhe, sowie einen Overall, den man normalerweise zum Streichen trägt. Vlad kauft diese Dinge, weil er sich Verbrecher so vorstellt, er hat das oft im Fernseher gesehen, und ab heute wird er selbst einer sein. Um sich Mut zu machen, wirft er die doppelte Dosis

Antidepressiva ein und sucht dann zwei Stunden lang die Adresse der Sterbehilfe vom Mittag. Vlad findet endlich das Gebäude wieder, verstohlen blickt er sich um und zieht sich dann den Overall und Handschuhe an. Er hat vergessen eine Schere mitzunehmen und unter der Strumpfhose, die er ursprünglich wie in den Filmen über den Kopf ziehen wollte kann er weder sehen noch atmen. Schweren Herzens lässt er sie im Taxi zurück. Die gehört einfach dazu. Mit einem Dietrich, den er sich vor einigen Jahren von seinem Cousin geliehen hat, einer Taschenlampe und einem Gummihammer ausgerüstet, beginnt er den ersten Teil des Plans.

Er hat Glück, ins Treppenhaus kommt er blitzschnell, und auch die Tür mit dem Schild Sterbehilfe bekommt er rasch geöffnet. Schwierig wird nur die Suche nach den Sterbemitteln, er entdeckt aber nach einigen Minuten den Tresor, den er einfach ganz mitnimmt. Behutsam schließt Vlad die Haustüre und steigt wieder in seinen Wagen. Er schaltet das Radio an und versucht den Tresor zu öffnen. In den Nachrichten wird gesagt, dass der berühmte Autor Miguel Auristos Blancos tot aufgefunden wurde, vermutlich Suizid. Vlad weiß nicht, wer Miguel Auristos Blancos ist, aber findet den Namen so schön, dass er ihn in sein Vokabelheft schreibt. Der Mann hat es verdient, er ist schließlich am selben Tag gestorben wie es auch Rita tun wird. Tatsächlich schafft Vlad es den Tresor zu öffnen, er erkennt sogar, dass es wirklich die Mittel zum Sterben sind und bekommt schlagartige gute Laune. Während der Heimfahrt singt er laut bei Liedern mit, die er noch nie gehört hat. Jetzt ist sich Vlad ganz sicher, dass es eine gute Entscheidung ist, seine Frau zu töten. Danach wird es ihm viel besser gehen, er wird nie wieder Antidepressiva benötigen und kann endlich seine Reise machen. Wohin es gehen soll, weiß er selbst noch nicht, aber auf jeden Fall weg aus Mitteleuropa.

Vlad parkt den Wagen besonders nah an der Tür des Mehrfamilienhauses am Stadtrand, in dem er mit Rita in einer winzigen aber günstigen Wohnung wohnt. Vlad ist zu geizig für etwas Größeres, er findet nicht, dass Rita etwas Besseres haben sollte. Er zwingt sich aus dem Overall und geht die fünf Stockwerke bis zur Wohnung zu Fuß, das Fläschchen mit dem heiligen, weißen Pulver fest umschlossen. Beim Aufschließen der Türe bemerkt Vlad, dass er zittert. Er ignoriert es und schiebt es auf die Aufregung. Er versucht Rita nicht zu freundlich zu begrüßen, er muss seine gute Laune verstecken, sonst könnte sie ja Verdacht schöpfen. Natürlich sitzt sie am Laptop auf dem Sofa. Er fragt sie, was sie mache. Sie antwortet nicht. Er fragt, ob sie mit ins Bett komme. Sie sagt nein, sie könne nicht schlafen, sie habe zu starke Schmerzen. Vlad geht in die Küche und rührt drei große Löffel des weißen Pulvers in ein Glas Wasser, bringt es ihr und wartet bis sie endlich trinkt.

Am liebsten hätte er das ganze Fläschchen in das Glas gerührt, aber wollte es wie Aspirin aussehen lassen. Rita nimmt zwei große Schlücke und blickt Vlad fragend an. Warum schaut er ihr beim Trinken zu? Vlad bekommt schwitzige Hände – nein, er schwitzt sogar überall, aber er hat es endlich getan. Sie schaut ihn verwundert an, als er ihr erklärt, dass er sie nur damals nur heiratete, um eingebürgert zu werden. Er hatte lange überlegt, was er ihr als letztes sagen würde und sich für diese Worte entschieden. Sie sollten das Letzte sein, was Rita je in ihrem Leben hörte, die Worte waren gemein und ausdrucksvoll. Rita starrte immer noch. Einen Moment später kippte er um. Einfach so. Er fiel gegen die Tischkante. Rita machte sich nicht die Mühe, seinen Puls zu überprüfen. Sie tat gar nichts, rief nicht den Krankenwagen, nichts. Sie wusste, dass er tot war, sofort.

Einige Stunden nachdem Vlad aufgrund einer Überdosis Antidepressiva an den Nebenwirkungen gestorben war, schlief Rita friedlich ein. Sie würde von ihrem liebsten Forumuser molwitt träumen und nie wieder aufwachen.

Erst Wochen später würden die verwesenen Leichen entdeckt werden, die Kriminalpolizei würde von einem Ehestreit ausgehen und nicht weiter ermitteln. Das Mobiliar würde zwangsversteigert werden und irgendwann würden, am Rand von Zürich Matthias Wagner, der einst als Ralf Tanner bekannt war, und Rosalie in eine WG ziehen. Doch das ist eine andere Geschichte...

Felix Poth: Unruhe

Ihm war kalt, sehr kalt. Es war Januar und draußen fielen die ersten Schneeflocken des bisher sehr milden Winters. Die Uhr auf seinem Nachttisch zeigte 2 Uhr morgens und dennoch konnte er nicht einschlafen. Die Kälte könnte ein Grund dafür gewesen sein, obwohl er sich in eine dicke Decke eingewickelt und die Heizung voll aufgedreht hatte. Die Heizung war alt und schwach, der Altbau schlecht gedämmt und die Matratze dünn. Dennoch glaubte er nicht daran, dass die Kälte schuld war. Die Kälte hatte ihn noch nie gestört. Als er noch klein gewesen war, hatte er im Winter oft draußen geschlafen. In einem Baumhaus, das auf einer alten Eiche im Garten seines Elternhauses gestanden hatte. Während er nun raus aus dem Fenster schaute, sah er es genau vor sich. Das Baumhaus und die Eiche waren von einer Schneeschicht bedeckt, genauso wie der Boden darunter. Die Schneeflocken fielen unglaublich langsam hinab und die seltsam ruhige Szene wurde nur von den Rufen seiner Mutter durchbrochen, die wollte, dass er hereinkam. Er sah sich selbst die Leiter hinabsteigen, um dann langsam zu ihr hinüber zu trotten und dabei den Schnee zu genießen, der ihn im Gesicht kitzelte. Im Haus wartete er dann, um sich später wieder hinaus zu schleichen und die Leiter hinauf zu klettern, wo er sich anschließend auf den Boden legte. Er wusste nicht wieso, aber ihn beruhigte in gewisser Weise der Wind, der durch die Ritzen des Baumhauses piffte und die Äste knarrend in Bewegung setzte.

Beim Gedanken an seine Kindheit seufzte er. Diese Zeiten waren schon lange vorbei. Der Berufsalltag hatte ihn eingeholt. Früher wollte er immer eine Arbeit, die ein wenig Abwechslung mit sich brachte. Er hatte seinen Eltern immer gesagt: „Pilot, das wäre doch was für mich... oder Kapitän!“, doch die hatten ihn nur schräg angesehen. In Mathematik war er nie gut gewesen, sein Abitur dementsprechend schlecht und die Navigationsprüfungen bestand er nie. Letztlich hatte er 4 Jahre verschwendet und sein ganzes Geld war futsch gewesen. Anschließend hatte er seinen Vater um einen Job gebeten und schließlich war er Zugbegleiter geworden. Immerhin kam er dabei viel rum.

2.15 zeigte nun die Uhr und abermals drehte er sich im Bett, blickt aus dem Fenster, strampelte mit den Beinen, legte sich andersherum ins Bett, drehte sich und schaute wieder aus dem Fenster. So würde das noch eine ganze Weile weiter gehen, er kannte das ja schon. Letztlich würde er wieder zum neuen Buch von Miguel Asturias Blancos greifen, um sich damit die unerträglich langsam vergehende Zeit zu vertreiben. Er hoffte immer noch, dass die Lebensweisheiten, die der Autor in *Frag den Kosmos, er wird sprechen* zu Papier gebracht hatte, ihm irgendwie helfen würden, doch insgeheim verlor er die Hoffnung, auch dadurch, dass er in den Zügen oft mit den Reisenden ins Gespräch kam, die ihm ihr Leid anvertrauten. Man hatte ja schließlich Zeit. Denn die Zeit verging bei Reisen oft unerträglich langsam, genauso wie in dieser Nacht.

Er erschrak, als sein Handy klingelte. Wenig später hatte er es schon in der Hand und schaltete den Wecker aus. 5 Uhr morgens. Wie immer begann sein Tag sehr

früh. Das neue Smartphone hatte er erst seit kurzem. Jahrelang hatte er sich dagegen gewehrt, doch letztlich war es für die Arbeit nötig geworden. Die aktuellsten Fahrpläne, Verspätungen und besondere Vorkommnisse. Er war immer Up to Date und die Fahrgäste letzten Endes auch. Als er es bekommen hatte, war er ganz fasziniert davon gewesen und hatte oft bis spät in die Nacht damit verbracht im Internet zu surfen. Schließlich war es fast zu einer Sucht geworden, die ganze Nacht wachzubleiben und er musste sich letztlich dazu zwingen, das technische Wunderwerk aus der Hand zu legen. Doch es war zu spät. Die wachen Nächte hatten sich bereits in seinen Alltag eingebrannt und das konnte er nicht abstellen. Viele unruhige Nächte folgten schließlich bis zum jetzigen Tag.

Schnell zog er sich seine Uniform an, aß noch etwas und fuhr dann mit dem Taxi zum Hauptbahnhof. Über die Nacht waren zehn Zentimeter Neuschnee gefallen und es war um diese Uhrzeit eh wenig los auf den Straßen, so dass er wenig später am gewünschten Ziel ankam. Er bezahlte und ging mit seiner Tasche in das Hauptgebäude. Dort stellte er fest, dass sich die Abfahrt seines Zuges noch verzögern würde. Als man ihm mitteilte, dass die Verspätung wohl länger ausfallen würde als vermutet, nickte er nur. Er hatte sich schon gedacht, dass die geringen Mengen Schnee die Bahn ins Chaos stürzen würden. Er kannte das ja schon.

Im Aufenthaltsraum traf er auf ein paar Kollegen. „Hi, Jürgen!“, grüßte ihn Manfred Stein, den er von Schulungen kannte. „Noch immer Schlafprobleme?“, fragte dieser und ihm blieb nichts anderes übrig als ihn verschlafen zu fragen, ob das denn so offensichtlich sei, wobei er sich ein Gähnen nicht verkneifen konnte. Die Blicke seiner Kollegen waren Antwort genug und Manfred fragte erneut ziemlich besorgt: „Willst du deswegen nicht mal zum Arzt gehen? Der könnte dir etwas verschreiben, Schlaftabletten oder so. Du siehst wirklich schlimm aus.“ „Ach was!“, sagte er abwesend, „Auf die übersteuerten Medikamente von diesen Quacksalbern kann ich getrost verzichten. Die würden mir letztlich nur schaden. Ich werde das schon irgendwie selbst schaffen, allein. Immerhin habe ich es diese Nacht endlich mal hinbekommen, 5 Stunden zu schlafen!“ Er log bewusst an dieser Stelle, denn er hatte keine Lust mit Manfred weiter zu diskutieren. Das würde ihn nur noch mehr zermürben. „Wenn das so ist.“, brummte Manfred und wechselte schließlich das Thema: „Du fährst heut‘ doch im ICE 1819 nach Stuttgart und dann mit IC 4673 nach Zürich über Basel, oder?“ Jürgen nickte bestätigend, worauf Manfred antwortete: „Dann hast du ja voll das Glück! Der 1819er läuft heut mit den Metropolitanwagen! Bequeme Ledersitze, gut gefedert und besonders laufruhig und leise. Nur hat der im Moment 2 Stunden Verspätung, wieso bist du schon hier?“ Gute Frage. Er selbst konnte sich das nicht erklären. Sein Smartphone hätte sich diesbezüglich eigentlich melden sollen, doch es gab keine Meldung. Er hatte im Taxi bereits zweimal nachgeschaut. Nichts. „Ich wurde nicht benachrichtigt.“, antwortete Jürgen und zuckte dabei mit seinen Schultern. Nachdem er seinen Blick einmal über die Runde hatte schweifen lassen, fügte er noch hinzu, dass er wohl nicht der Einzige gewesen wäre, was die anderen bestätigten. Er schaute auf die Uhr. Noch eine Stunde und fünfzig Minuten bis zur Abfahrt. Die Zeit verstrich unglaublich langsam.

Jürgen stand auf dem Bahnsteig. Noch fünf Minuten bis zur Einfahrt des Zuges und er wollte keine Zeit verlieren. Trotz der Kälte in der Halle trug er nur seine dünne Uniform. Er fühlte sich wohl und die Kälte wirkte belebend auf ihn. Nachdem die anderen nach und nach zu ihren Zügen gegangen waren, war er noch ein wenig dort geblieben und hatte vor sich hin gedöst, bis er schließlich selbst aufbrach.

Endlich fuhr sein Zug ein. Pünktlich um 7:38 Uhr. Zwei Stunden zu spät¹. Langsam kam der elf Wagen umfassende Zug zum Stehen und die Türen öffneten sich. Der vorige Zugchef trat heraus, man grüßte sich und klärte die Formalitäten. Schnell verband er sein Handy mit dem bordeigenen W-LAN Netz und erhielt die aktuellen Daten über seinen Zug. Die lange Liste machte ihm Sorgen, doch dafür war nun keine Zeit, die Türen schlossen sich bereits. Er gab dem Lokführer das Signal zur Abfahrt und stieg durch die letzte offene Tür ein, bevor sich der Zug langsam in Bewegung setzte.

Kurz danach machte er eine Ansage über die Lautsprecheranlage und hieß alle willkommen. Dann sah er sich noch schnell den Bordcomputer an. Es schien alles in Ordnung zu sein und die Heizung arbeitete vernünftig. Anschließend begann er damit die Fahrkarten zu kontrollieren. Der Zug schwankte bei rund 200 Stundenkilometern extrem, doch das kannte er ja schon. Es bereitete ihm keine Schwierigkeiten, so dass er viel zu schnell mit dem Kontrollieren fertig war und wieder im eigenen Abteil saß. Die Zeit verstrich wieder einmal viel zu langsam.

Gelangweilt holte er sein Smartphone hervor. Wie immer beschlich ihn ein seltsames Gefühl, wenn er es in die Hand nahm. Langsam ließ er seinen Finger über den Touchscreen streichen. Es fühlte sich sonderbar an, irgendwie vertraut und doch auf eine gewisse Art und Weise gefährlich. Er zuckte innerlich zusammen und ein kurzer Anflug von Kälte überkam ihn. Dann erzitterte er und hielt kurz inne, bevor er das Smartphone aus dem Schlaf riss. Sofort zeigte es seinem Herrn die aktuellen Daten an: 2 Stunden Verspätung, nächster Halt Hannover, Ausstieg in Fahrtrichtung rechts, die aktuelle Geschwindigkeit betrug 220km/h und in Dortmund würde ein Kind zusteigen, auf welches er aufpassen musste. Darauf schloss Jürgen kurz die Augen.

Bei der Ansage des Lokführers schreckte er hoch. „Wie, schon Hannover?“, fragte er laut, obwohl er ganz allein war: „Wir sind doch gerade erst losgefahren?“ Schnell richtete er seine Uniform, trat an die Tür und ehe er sich versah, stand er schon auf dem Bahnsteig. 9:20 Uhr. Die Verspätung würden sie nicht mehr aufholen, das wusste er. Er kannte das ja schon, dennoch ärgerte er sich. Weniger über die Verspätung als darüber, dass er die Strecke zwischen Berlin und Hannover verpasst hatte. Doch ihm blieb wenig Zeit und schon fuhr der Zug wieder ab.

Erneut ging Jürgen durch den Zug, kontrollierte die Fahrkarten der neu zugestiegenen Fahrgäste und setzte sich wieder in sein Abteil. Er hatte sich fest vorgenommen, aufmerksam zu sein und kurz bevor er wieder die Augen schloss, steckte eine Kollegin den Kopf durch die Tür. „Es gibt ein Problem, Herr Müller.“, sagte sie und verwendete dabei seinen Nachnamen, da sie ihn offensichtlich noch nicht kannte. „Was für ein Problem?“, fragte er und fügte freundlich hinzu: „Aber bitte nennen Sie mich Jürgen.“ „Äh, ok Herr M... äh Jürgen. In Wagen 4 beschwerten sich Leute über einen in Hannover zugestiegenen Mann. Er sei viel zu laut und sie würden das nicht ertragen.“, antwortete sie. Darauf stand er lächelnd auf und sagte: „Dann sehen wir uns das doch mal an.“, bevor er an ihr vorbei in Richtung Wagen 4 ging. Das Wohlergehen der Passagiere war ihm das Wichtigste auf der Welt und die Ablenkung würde ihn auf Trab halten.

¹ Übertriebene Anspielung auf die Pünktlichkeitsstatistiken der Deutschen Bahn. Ein Zug gilt hierbei noch pünktlich, auch wenn er knapp sechs Minuten zu spät ist.

In diesem Fall soll „pünktlich“ im Zusammenhang mit „zu spät“ auch zeigen, dass keine neue Verspätung hinzugekommen ist.

Schon in Wagen 5 hörte er den Mann, der anscheinend lautstark telefonierte: „Was haben sie sich eigentlich dabei gedacht! Man bittet sie nur einmal darum, die Abteilung nach außen hin zu vertreten und schon vergeigen sie es, Mollwitz! Sind sie sich eigentlich darüber im Klaren, was das bedeutet? Sie haben nicht nur sich, sondern auch der Abteilung, mir selbst und der Firma geschadet! Das wird Konsequenzen haben, dass sag ich ihnen! Sie können froh sein, wenn sie ihren Job behalten dürfen, Mollwitz! Haben sie sich eigentlich um die doppelte Nummernvergabe gekümmert? Nein? Was fällt ihnen eigentlich ein! Sie vernachlässigen ihre Arbeit und bringen alle in Schwierigkeiten! Alle! Sie Nichtsnutz, Sie ...“ Müller räusperte sich kurz und unterbrach den hitzig Telefonierenden. „Was ist!“, fuhr dieser ihn an und wollte sich schon wieder seinem Smartphone zuwenden, als Jürgen zu sprechen begann: „Entschuldigen sie, mein Herr, aber bitte zügeln Sie ihre Lautstärke. Die anderen Fahrgäste fühlen sich belästigt. Selbst in den folgenden Wagen ist ihr Geschrei zu hören.“ „Ist mir doch egal! Das Gespräch ist wichtig für mich, meine Zukunft hängt davon ab!“, knurrte der Mann. „Ich glaube nicht, dass es dienlich für Ihre Zukunft ist, wenn Sie ihr Gegenüber so anschreien. Also zügeln Sie sich bitte.“, entgegnete Müller kurz. Doch der Fahrgast wollte nicht klein begeben und so sah sich Jürgen schließlich dazu gezwungen den Fremden in sein Abteil zu setzen, bis dieser zu Ende telefonierte hatte.

Schließlich gesellte sich Jürgen zu dem Mann, der immer noch aufgebracht schien, sich aber augenscheinlich langsam beruhigte. Nach einer kurzen Zeit der Stille begann der Fremde sich ihm anzuvertrauen. Er erzählte davon, dass der Mitarbeiter, mit dem er gerade telefonierte hatte, sich und die Firma auf einem Kongress blamiert hatte und seiner Arbeit nicht nachgekommen war. Stattdessen hatte er wohl die ganze Zeit nur im Internet gesurft und in Foren gebloggt. Sofort erinnerte Jürgen Müller sich zurück an die Zeit, wo er Nacht für Nacht ebendiese Einträge gelesen hatte. Er war teilweise überrascht und bestürzt darüber gewesen, wie sich die Blogger gegenseitig bekriegten. Und das nur, weil sie die Immunität des Internets genossen. Danach fuhr sein Gegenüber fort und erzählte über sein in die Brüche gegangenes Familienleben. Er hatte scheinbar eine Frau und zwei Kinder, die in Süddeutschland lebten und hatte gleichzeitig eine Affäre in Hannover. Anschließend erzählte er, wie ihn das Doppelleben langsam in den Wahnsinn trieb und die zunehmende Gefahr von Fehlern ihn zermürbte. Schließlich fragte er noch nach Ratschlägen, doch Müller konnte ihm keine geben. Er war noch nie in einer Beziehung gewesen. Letztlich empfahl Jürgen ihm ein Buch von Blancos und schickte ihn zurück zu seinem Platz. Das Vertrauen des Fremden überraschte ihn nicht, das kannte er ja schon. Die Zeit verging weiterhin langsam...

Und schon waren sie in Dortmund. 10:48 Uhr. Immerhin nur noch eine Stunde und 50 Minuten Verspätung. Als Jürgen aus Wagen 8 trat, sah er die Familie schon von Weitem. Der Vater groß gebaut, mit einem Smartphone in der Hand, welches er fest umklammert hielt, als könnte es ihm jemand jederzeit rauben. Er blickte etwas genervt drein, was vermutlich mit der Verspätung zu erklären war. Die Fahrkarten waren wohl nur für diesen Zug gültig, und so hatten sie lange in der Kälte ausharren müssen. Das war die einzig mögliche Erklärung. Rechts neben ihm stand seine Frau, die irgendwie abwesend schien. Vor den beiden standen ein kleiner Junge und ein Mädchen. Sobald der Vater Müller gesehen hatte, kam er schnurstracks auf ihn zu und seine Familie folgte ihm langsam. Jürgen hörte ihn förmlich schäumen vor Wut, endlich konnte er seinem Ärger Luft machen. „Diese blöde Bahn! Kriegen die denn gar nichts auf die Reihe! Fast immer zu spät... und die S-Bahnen zu Stoßzeiten total überfüllt!“, fuhr ihn der Vater an. Jürgen versuchte ruhig zu bleiben und entgegnete

dem Mann, während dessen Handy zu klingen begann: „Naja, die Länge der Züge kann ich leider nicht bestimmen und das Wetter macht uns im Moment zu schaffen. Auf dem Weg hierher ging es nun mal leicht bergauf und die Schienen waren zu rutschig. Da musste ich halt aussteigen und schieben. Aber sehen Sie es doch positiv, wir haben mittlerweile 10 Minuten aufgeholt, Herr?“

Das Smartphone klingelte unaufhörlich doch der Mann machte keine Anstalten ran zu gehen. Auf die Antwort von Müller schaute er ein wenig verduzt, fasste sich dann aber wieder. Nachdem er noch ein wenig über den schlechten Zustand des Netzes gemeckert hatte und das Handy in seiner Hand weiterhin klingelte, stellte er sich als einen Herrn Ebling vor. Mittlerweile machte Jürgen das Klingeln ziemlich nervös, da es ihn immer stärker an sein eigenes Handy erinnerte, während er den eintönigen Worten Eblings lauschte. „Wollen Sie denn nicht rangehen?“, fragte er Ebling schließlich, welcher darauf den Anruf ablehnte, wodurch das Klingeln verstummte. Schließlich übergab er Müller seinen Sohn Max und sagte ihm, dass dieser in Stuttgart von seinen Großeltern am Bahnsteig abgeholt werden würde. Während er dies sagte, begann sein Smartphone ein zweites Mal zu klingeln, doch er machte erneut keine Anstalten abzunehmen. Schließlich folgte die übliche Abschiedsszene, aber das kannte Jürgen ja schon. Er schaute auf die Uhr. 10:58 Uhr. „Was, schon so spät?“, fragte er sich in Gedanken und erschrak, als er das genervte Gesicht des Lokführers erkannte, der nur noch auf sein Signal wartete. Schnell schob er den Jungen in den Wagen und gab das Abfahrtsignal, bevor er als Letzter einstieg.

Nachdem die Tür geschlossen und der Zug angerollt war, brachte er den Jungen zu seinem Sitzplatz, doch er war unzufrieden damit einen kleinen Jungen in einen Großraumwagen zu setzen und dort alleine zu lassen. Kurzerhand nahm er ihn mit und setzte ihn in sein eigenes Abteil. Dort angekommen, holte das Kind sofort seinen Gameboy aus seinem Rucksack und begann zu spielen. Müller sagte ihm noch, dass er nichts anfassen solle, doch er glaubte nicht wirklich daran, dass der Junge ihm zuhörte. Schließlich schloss er die Tür und begann erneut die Fahrkarten zu kontrollieren.

Er war gerade fertig geworden, als ein Ruck durch den gesamten Zug ging. Das war neu. Beinahe hätte es ihn von den Füßen gerissen und er wäre auf den Boden geknallt. Er hörte das Quietschen der Bremsen und konnte förmlich die Hitze der glühenden Bremsklötze spüren, als er zurück zu seinem Abteil schritt. In der Zeit, in der er es erreicht hatte, hatte der Zug bereits beträchtlich an Geschwindigkeit verloren. Der Bildschirm neben der Tür zeigte nur noch 100km/h an und die Anzeige sank rapide weiter. Er riss die Tür auf und sah den Jungen, der wie wild an der Notbremse zog. Müller eilte zu ihm und wollte ihn davon abbringen, doch das Kind kümmerte sich nicht um ihn. An für sich schien er rein gar nichts zu bemerken. Kurzerhand ließ er den Jungen weitermachen, der Zug würde eh stehen bleiben. Stattdessen kontaktierte er einen anderen Zugbegleiter und bestellte ihn zu sich. Kurz nachdem er dies getan hatte, meldete sich auch der Lokführer über Funk bei ihm ziemlich ungehalten: „Sind Sie bescheuert oder so? Wieso haben Sie die Notbremse betätigt? Mein Display zeigt an, dass der Zug gänzlich in Ordnung ist! Was fällt Ihnen eigentlich ein bei 220 Sachen die Notbremse in einem völlig intakten Zug zu ziehen? Das wird uns nur noch weiter zurückwerfen!“ „Ich habe die Bremse nicht ausgelöst, das war nur ein kleines Kind!“, versuchte sich Jürgen zu rechtfertigen: „Ich kann absolut nichts dafür! Ich hatte ihm gesagt, dass er...“ „Was hat ein kleiner Junge bei Ihnen im Abteil zu suchen? Ich sehe hier, dass der Bremsbefehl direkt von dort kam, Sie Idiot! Es können also nur Sie gewesen sein! Glauben Sie mir, das wird Konsequenzen haben!“, kam es vom anderen Ende zurück

und ehe Müller antworten konnte, war die Verbindung auch schon unterbrochen worden. Er spürte, wie die Wut langsam in ihm aufstieg. Jahrelang war er nun schon Zugbegleiter und noch nie hatte jemand die Notbremse gezogen. Auch war er immer nett und freundlich gewesen und hatte seinen Ärger in sich hinein gefressen. Außerdem hatte er immer alles daran gesetzt, eine Verspätung zu vermeiden. Im Großen und Ganzen hatte er sich immer vorbildlich verhalten und nun hatte ein kleines Kind alles zunichte gemacht. Wütend zerrte er den Jungen von der Notbremse weg und übergab ihn dem herbeigeeilten Zugbegleiter. Sollte der sich doch mit dem Kind herumschlagen. Anschließend erklärte er, dass er nicht gestört werden wolle und schlug die Tür des Abteils vor dem verdutzten Gesicht des Mannes zu.

Müller setzte sich und laut schnaufend beruhigte er sich. Da sah er den Gameboy des Jungen auf dem Boden liegen. Er hob ihn auf und versuchte ihn anzuschalten, doch der Bildschirm blieb schwarz. Der Akku war leer. Nach dieser Feststellung wuchs seine Wut erneut. Er sah vor seinem inneren Auge, wie der Junge spielte und der Bildschirm plötzlich schwarz wurde. Er sah, wie ihn der Junge zur Seite legte und fiebernd nach einer neuen Beschäftigung suchte. Wie schließlich das Gerät vom Sitz rutschte und das Kind letztlich aus Langeweile sprichwörtlich die Notbremse zog. Da konzentrierten sich sein ganzer Hass und seine Wut auf den Gameboy. Müller warf ihn auf den Boden und trampelte darauf herum. Er schmetterte das Gerät gegen die Wand, bis es schließlich in tausend kleinen Einzelteilen vor ihm lag. Stück für Stück warf er das Gerät aus dem Fenster und spürte, wie ihn langsam ein Gefühl von Genugtuung überkam. Schließlich ließ er sich erneut zurück in den Sitz sinken. Er fühlte sich nicht schuldig, denn er war sich sicher, dass das Kind das blöde Ding nicht mal vermissen würde. Dann schaute er wieder aus dem Fenster. Er sah die Landschaften vorbeiziehen und stellte letztendlich wieder einmal fest, wie ungewöhnlich langsam doch die Zeit voranschritt. Dann schloss Jürgen die Augen.

Jürgen erschrak, als verkündet wurde, dass der Ausstieg in Stuttgart in Fahrtrichtung rechts läge. Er kramte sein Handy hervor und schaute auf die Uhr. 14:00 Uhr zeigte das leuchtende Display. 1 Stunde und 30 Minuten Verspätung. Er konnte sich nicht daran erinnern, was die letzten zweieinhalb Stunden passiert war, doch Müller war sich sicher, dass er dem Zug an jedem Bahnhof das Signal zur Abfahrt erteilt hatte.

Wenig später stand er auch schon auf dem Bahnsteig. Das Thermometer zeigte minus 12 Grad Celsius und im Gleisbett konnte er eine dicke Schneeschicht sehen. Der Höhenunterschied zwischen Berlin und Stuttgart war nicht abzustreiten. Normalerweise hätte er zwei Stunden Aufenthalt gehabt, doch durch die Verspätung blieb ihm nur eine halbe. Schnell ging er in die Bahnhofshalle und suchte einen Buchladen. Dummerweise hatte er am Morgen vergessen ein Buch einzupacken und er würde eins brauchen, um die lange Nacht zu überbrücken. Das kannte er ja schon. Er griff nach dem neuen Bestseller von Leo Richter und überflog den Einband. Das Buch hatte er in Gedenken an eine gewisse Maria Rubinstein geschrieben, die scheinbar für ihn eine Reise unternommen hatte und dabei spurlos verschwunden war. Die Zusammenfassung gab an, dass die Hauptfigur Elisabeth, die als Teil einer Hilfsorganisation nach Afrika geflogen war, ein ähnliches Schicksal ereilen würde. Darunter standen ein paar Kommentare von deutschen Zeitungen: „Die Hoffnung stirbt zuletzt!“, verkündete dort der Bookkritiker der FAZ und der Spiegel vertrat die Meinung, dass das Buch „unglaublich spannend“ sei. Das reichte Jürgen und schon trug er das Buch zur Kasse, wo er es bezahlte. Anschließend setzte er sich auf eine Bank in der großen Halle, direkt vor ein großes Plakat, das für den neuen Film von Ralf Tanner warb. Er hatte noch 20 Minuten Zeit.

Schon saß er wieder im Zug. Die Wagen waren schon älter und der Komfort in diesem Fall gewöhnungsbedürftig. Seine Aufgaben erledigte er nur halbherzig und schließlich ließ er die Kontrolle der Fahrkarten gänzlich bleiben. Er hatte einfach keine Lust sich von seinem Platz wegzubewegen. Die Aussicht fand er viel interessanter. Außerdem würde er später immer noch genug Zeit dafür haben, wenn diese weiterhin so langsam voranschritt.

Bald darauf stand er schon auf dem Bahnsteig von Basel und ein neuer Anflug von Panik erfüllte ihn. Hatte er wirklich die Abfahrtssignale in den letzten Bahnhöfen gegeben. Müller war sich dabei ganz sicher, doch Jürgen zweifelte. „Hab ich das?“, fragte er sich selbst und in Gedanken fügte er hinzu: „Und die Fahrkarten? Hab ich die auch kontrolliert?“ Er war sichtlich verunsichert und sein Zeitgefühl, welches ihn heute zunehmend im Stich gelassen hatte, machte ihm große Angst. Schließlich schüttelte er seinen Kopf und versuchte diesen dadurch frei zu kriegen. Er musste sich dringend konzentrieren. Müller erblickte eine alte Frau mit einem Koffer in der Hand. Sie sah alt und gebrechlich aus und brauchte Hilfe beim Einsteigen. „Vorsicht, Stufe.“, warnte er sie, als er ihr die Treppe hinauf in den Waggon half. Außerdem machte er sie auf weitere Stufen und den Zwischenraum zwischen den Waggons aufmerksam. Schließlich erreichten sie einen freien Sitz und er fragte sie: „Möchten Sie hier sitzen?“ Die Frau nickte und er warnte sie erneut, als sie sich beinahe neben den Sitz auf den Boden gesetzt hätte. Ein Kollege gab derweil das Zeichen zur Abfahrt. Seit der Grenze war er nicht mehr der verantwortliche Zugchef. Jürgen konnte sich aber nicht daran erinnern, mit dem Schweizer Kollegen gesprochen zu haben, wobei sich Müller sicher war, dass er das Formular unterzeichnet hätte.

Einige Minuten später war die alte Frau bereits eingeschlafen. Jürgen stand währenddessen immer noch im Gang und schaute aus dem Fenster. Seltsamerweise lag in der Gegend um Basel noch kein Schnee, was laut den Meteorologen an einem seltenen Wetterphänomen liegen sollte, das auch den dichten Nebel in Zürich verursacht hatte, über den die alte Frau im Schlaf brabbelte. Anschließend begann sie über einen gewissen Tommi zu reden, der wohl ihr Enkel war und erwähnte ihre Nichte Lara Gaspard. Nachdem er ihr noch eine Weile zugehört hatte, suchte er sich schließlich selbst einen Platz. Der Zug würde erst wieder in Zürich halten und so hatte er sehr viel Zeit. Das kannte er ja schon. Er kramte das neue Buch hervor und begann zu lesen.

Erneut war er überrascht, als der Zug unvorbereitet in Zürich einfuhr. Er blickte aus dem Fenster und schaute in das dunkle Schwarz der Nacht. Verwirrt blickte er auf die Uhr und erschrak erneut. 4 Stunden Verspätung. Was war bloß passiert? Jürgen hatte keine Ahnung, aber Müller glaubte sich daran zu erinnern, dass sie in einem Provinzbahnhof gehalten hätten. Personenschaden. Schreckliche Sache. Es hatte Stunden gedauert bis die Strecke wieder frei war. Als einer der letzten verließ Jürgen den Zug und die kalte Nachtluft umfing ihn. Schnellen Schrittes gelangte er zu den Taxisständen und stieg in ein wartendes Taxi ein.

Wenig später war er im Hotel angekommen. Jürgen war froh, dass er sich noch an jedes Detail der Taxifahrt erinnern konnte. Keine weiteren Aussetzer. Während er die Treppe hinaufging, tastete er nach seinem Smartphone, doch seine Finger griffen ins Leere, denn seine Hosentasche wies einen langen Riss auf. „Was zum Teufel!“, fluchte er und starrte geschockt auf seine Fingerspitzen, die am unteren Ende der Tasche herauschauten. „Das darf doch wohl nicht wahr sein!“, dachte Jürgen: „Soviel Pech an einem Tag, das... das kann nicht sein! Erst diese Aussetzer, dann diese blöde Aktion mit der Notbremse und jetzt hab ich auch noch mein Handy verloren!“ Langsam keimte Panik in ihm auf. Wie sollte er nun an seine Infos

kommen? Auf welchen Zügen wäre er morgen eingeteilt? Wann muss er sich auf den Weg zum Bahnhof machen?

Während er dies gedacht hat, war er stehen geblieben. Nun begann er langsam wieder damit die Treppe hinaufzusteigen. Jürgen trat durch die Tür und begab sich zur Rezeption. Dort bat Müller um seinen Zimmerschlüssel und sagte dem Portier, dass er unter einer gewissen Nummer die Bahn kontaktieren und Herrn Jürgen Müller krank melden solle. Außerdem beauftragte er ihn ein Flugticket nach Berlin für ihn zu kaufen. Dann begab Jürgen sich zu seinem Zimmer. Mit jedem Schritt verblassten die Ereignisse des Tages. Seine Panik wich der Erschöpfung und die Wut verpuffte nach und nach. Als er letztlich vor der Tür stand, war ihm alles egal. Er wollte einfach nur noch seine Ruhe haben.

Sobald er im Zimmer stand, drehte er die Heizung ab und öffnete das Fenster. Danach befreite er sich von seiner Uniform und stopfte diese einfach in die Tasche, bevor er sich aufs Bett legte. Er spürte, wie die kalte Luft von draußen in das Zimmer kroch und Stück für Stück die Wärme verdrängte. Alles kam ihm irgendwie vertraut vor. Ein seltsames Gefühl von Freiheit und kindlicher Unbefangenheit überkam ihn. Dann schloss Jürgen Müller die Augen und fiel zum ersten Mal seit Monaten in einen tiefen und langen Schlaf.

Jana Bonatz: **Schlaf**

Noch immer saß er da in seinem cremefarbenen Taxi und wartete - bereits eine halbe Stunde war vergangen. Der Regen hörte nicht auf und rann die Windschutzscheibe hinunter. Auch das Taxameter lief - zwar langsam, aber unablässig - weiter. Er dachte über seine Frau nach. Wie lästig sie ihm doch eigentlich war.

Auf einmal stieg er aus und ging zu dem Haus, in dem die alte Dame verschwunden war. Ohne Erfolg. Darin war er nur komischen Menschen begegnet und auch in den angrenzenden Häusern konnte man ihm nicht helfen. Nachdem er noch einen schnellen Gang durch die Straße mit den vielen kleinen Geschäften unternommen hatte - in der Hoffnung doch noch seinen Lohn zu bekommen - stieg er zurück in sein Taxi.

Jetzt machte er sich zurück auf den Weg nach Deutschland - damit musste er auch wieder an seine Frau Luzia denken, welche zu Hause auf ihn warten würde. Das Abendessen würde fade schmecken wie immer.

Leider hatte er weder einen weiteren Kunden gefunden, der ihn noch bei der Arbeit gehalten hätte, noch wollte jemand von Zürich aus nach Deutschland, der ihn hätte ablenken können während zumindest einem Teil seiner langen Fahrt. Klar, öffentliche Verkehrsmittel sind viel preisgünstiger und bedeutend schneller als ein Taxi. Sein Chef hatte ihn schon im Voraus darüber informiert, dass er einen wichtigen und teuren Kunden heute abholen und in die Schweiz chauffieren würde.

Eine Weile dachte er darüber nach, dass wirklich niemand, kein normaler Mensch, sich über eine so lange Strecke mit einem Taxi fahren lassen würde. Entweder derjenige würde, wenn die Reise unbedingt mit dem Auto sein sollte, selbst fahren

oder sich ein Zugticket buchen oder gar vom nächstgelegenen Flughafen einen Kurzflug antreten.

Außerdem ärgerte er sich, dass ihm nicht direkt ein Kunde für die Strecke zurück zugewiesen wurde und er sich auch vor Ort selbst noch Aufträge suchen musste, um die Arbeitsstunden auszufüllen. Je mehr Leute auf ihn angewiesen waren, desto besser verdiente er. Dieser Tag hatte sich wirklich nicht gelohnt, fluchte der Taxifahrer nun. Erst eine ewig lange Strecke, die natürlich möglichst schnell zurückgelegt werden sollte und danach noch so eine blöde alte Dame, die ihn betrogen hatte. Wieso hätte er da nicht selbst drauf kommen können? Ja, sonst sind alte Menschen doch auch immer verlässlich. Nicht so wie das junge Gesindel heutzutage.

Wobei ihm bei dem Wort jung wieder seine 15 Jahre jüngere Frau einfiel. Fast etwas verwundert stellte er fest, dass das miese Abendessen von ihr heute ausfallen würde, wenn er nur spät genug zu Hause ankäme. Nach einer kurzen Überlegung fasste er den Entschluss, sie anzurufen, um ihr zu sagen, dass er zu spät kommen werde, um mit ihr essen zu können. Er werde sich unterwegs etwas Gutes zu essen kaufen, wenn er eine Pause einlege.

Bei dem Telefonat lässt er sich trotz seiner schlechten Stimmung nichts anmerken, während er seiner Frau sanft versichert, dass sie auch schon ins Bett gehen und nicht auf ihn warten solle. Als Erklärung sagt er nur, dass noch eine Kleinigkeit dazwischen gekommen sei und er es so nicht mehr früher schaffe, weil er noch Pausen machen müsse. Um ihr keine Sorgen zu bereiten, verspricht er, dass das nicht mehr vorkommen wird und es ihm sehr Leid tue. Luzia versteht das und wünscht ihm noch eine gute Fahrt bis er dann endlich bei ihr in Hannover angekommen ist.

Während der Fahrt fühlt er Gleichgültigkeit, weil er nicht mehr genau registriert, wie lange sein Tag schon war und er sowieso weiß, dass er noch einen großen Teil vor sich hat. Die Autos und die Landschaft fliegen vorbei bis sie schließlich hinter ihm liegen. Kaum noch Verkehr auf der Straße, vor ihm nur die eine sichere Gewissheit, es gibt nur eine Richtung, nämlich geradeaus. Sollte er eine Ausfahrt nehmen, würde ihm das sein Navigationssystem rechtzeitig ankündigen.

Hungrig stellt er den Motor seines gerade geparkten Taxis ab, öffnet die Autotür, steigt aus. Der Hunger hat ihn zu einer Pause verleitet. Also hat er einen geeigneten Rastplatz angesteuert, um dort zu halten und sich etwas Leckeres zu essen zu besorgen.

Nachdem der Hunger gestillt ist, geht die lange Fahrt weiter. Mittlerweile ist es sehr dämmerig geworden und schon fast dunkel. Aufmerksamer und wacher als vorher fährt der Taxifahrer weiter Richtung Norden. Missmutig denkt er daran, was ihn erwartet, wenn er angekommen ist. Wird seine Frau wirklich schon schlafen? Steht der Rest des Essens noch für ihn auf dem Herd? Muss er wieder erst das Badezimmer aufräumen, um es betreten zu können? Seine Frau ist schon manchmal sehr eigen, denkt er sich. Er fragt sich, ob das an seinem Alter liegt oder daran, dass sie den Haushalt nicht immer allzu ernst nimmt.

Wie auch immer. Jedenfalls kommt er damit schon lange nicht mehr klar. Warum er sie überhaupt geheiratet hat, fragt er sich oft. Wahrscheinlich weil sie früher mehr auf die gemeinsame Wohnung geachtet hat und sich normal verhalten hat. Irgendwann fing sie an ihren Kleidungsstil zu ändern und auch seltener zu Hause zu sein, weil sie einen neuen Arbeitsplatz gefunden hatte. Dann erwartete sie wohl mehr Engagement von ihm, nur, so hatte er sich sein Leben nicht vorgestellt, dass er selbst nach der Arbeit noch kochen und aufräumen musste.

Deswegen redete er auch immer weniger mit ihr. In seinen Gedanken hatte er schon oft darüber nachgedacht, wie er sich aus der Situation befreien konnte. Der Gedanke seine Frau umzubringen, schien ihm der einzige und der beste. Ständig musste er daran denken. Wie es geschah - ob mit Gift, einem Messer oder doch der bloßen Hand - war ihm egal. Aber sicher war: Heute würde er es tun. Es reichte ihm. All die Zeit, die vergangen war, in der er nicht glücklich war. Außerdem: Die Gelegenheit war perfekt. Sie schlief, wenn er kam, also würden es auch die Nachbarn nicht mitbekommen, wenn sie zum Beispiel ungewöhnlicher Weise Streit hörten.

Jetzt erinnerte er sich wieder an Zürich. Nachdem er erfolglos das eine Haus und die Nachbarhäuser abgeklappert hatte, machte er noch einen kurzen Gang durch diese Straße. Dort war er an einem Waffengeschäft vorbeigekommen und hatte seine Chance erkannt. Hier konnte er sich ein gutes Messer kaufen. Dann stand es fest. Er würde seine Frau heute Abend mit einem Messer umbringen. Zum Zusammenklappen und schön scharf musste es sein. Er kratzte das Geld zusammen und kaufte sich das schönste Messer.

Wie genau er das machen wollte, hatte er da noch nicht gewusst, aber dafür stand nun auch der Plan. Durch die späte Rückkehr konnte er in aller Ruhe die Mitte seines Ziels wie bei einer Zielscheibe fixieren. Da musste er an das Buch „Ruhige Hand schafft ruhigen Sinn“ seines Lieblingsautoren, Miguel Auristos Blancos, denken. Er hat zwar keinen Sportbogen als Waffe, aber ein Messer. Zuerst würde er es nochmal sorgfältig begutachten, seinen Plan ein weiteres Mal durchdenken und es dann tun.

Die lange Fahrt hatte nun ihr Ende erreicht und der Taxifahrer war zu Hause in Hannover vor seinem Haus angekommen. Erleichtert lehnte er sich zurück, hört es wie das Auto noch arbeitete und atmete tief und gelassen durch. Jetzt fühlte er sich bereit. Er griff zum Handschuhfach und holte aus dessen Extrafach sein in der Schweiz erworbenes Messer hervor. Sorgfältig schloss er die Klappe wieder und streichelte vorsichtig das glänzende, schwere, kalte Metall. Auch die Klinge prüfte er nochmal auf ihre makellose Anmut und die gefährliche Schärfe.

Vorsichtig klappte er die Klinge wieder ein, verstaute das Messer behutsam in seiner Jackentasche, zog diese an, nahm seinen Haus- und Wohnungsschlüssel aus der Mittelkonsole und stieg mit dem Autoschlüssel in der anderen Hand aus.

Möglichst ohne viel Lärm zu verursachen, schloss er die Fahrertür wieder hinter sich, verriegelte sein Taxi und machte sich auf den Weg zum Haus.

Die Aufregung in ihm stieg, seine Finger begannen zu kribbeln von den Berührungen des kühlen Messers, die er vor wenigen Minuten gespürt hatte. Mit dem kleinen Schlüsselbund schloss er zuerst die Eingangstür auf. Mit jedem Schritt, den er tat als er die Stufen hinaufstieg, wuchs seine Anspannung. Das Adrenalin wurde immer

mehr. Dennoch blieben seine Hände ruhig und er entriegelte auch noch die Wohnungstür leise und ohne Schwierigkeiten das Schlüsselloch zu finden.

Drinne schloss er die Tür behutsam und legte seine Schlüssel ab. Er ging in die Küche, um sich zu versichern, dass Luzia im Bett war und auch kein Essen für ihn stehen gelassen hat. Wie er wartet. Niemand war in der Küche und auch sonst war es still in der Wohnung. Perfekt, dachte er sich. Langsam ging er Richtung Schlafzimmer. Die Tür war angelehnt. Mit einer Hand schob er sie langsam auf, vorsichtig tapsend, um bloß keinen Lärm zu verursachen. Mit dem schwachen Licht der Laterne draußen vor dem Fenster erblickte er das große Bett mit meiner noch unberührten Seite. Auf der anderen Seite lag - niemand?

Nichts? Leer? Genauso unberührt wie seine Seite. Sie war weg. Niemand da. Auch als er ins Bad kam, um die gewohnte Unordnung vorzufinden. Nichts. Keine Unordnung und keine Luzia. Keine Sachen von ihr. Weder im Badezimmer, noch im Schlafzimmer oder in der Küche. Sie hatte auch keinen Zettel hinterlassen, sondern war einfach verschwunden.

N.N.: Verlust

„Ich sah die Männer die letzten Möbel in ihren Wagen räumen, bevor sich das Tor vor mir schloss. Einen letzten Blick auf meine Villa werfend, verharrte ich einen Moment lang im frühabendlichen Grillenzirpen. Sollte es das gewesen sein? Es war noch nicht lange her, da war ich eine Berühmtheit. Als Ralf Tanner eroberte ich die Welt wie im Flug, Menschen von überall bewunderten mich und bejubelten meine Filme. Dabei war ich vor 2 Jahren noch selbst ein Niemand. Mein richtiger Name lautet Markus Ebling. Ich war als Computertechniker in einer mittelständischen Firma angestellt und unglücklich verheiratet mit einer zu fett gewordenen, ständig nörgelnden Schrulle. Ein ganz normaler Durchschnittstyp eben. Doch mein Leben änderte sich fast vom einen auf den anderen Tag schlagartig. Als ich plötzlich Anrufe von wildfremden Leuten erhielt, mit denen ich vorher nichts zu tun hatte, kam es, dass ich, ehe ich mich versah, von Menschen auf der Straße als Ralf Tanner angesprochen und um Autogramme gebeten wurde. Und so kam es kurze Zeit später auch zu ersten Filmangeboten, bis hin zu weltweitem Ruhm und einer stattlichen Villa mit Chauffeur und Limousine. Es war verrückt.

Doch so schnell der Ruhm kam, so schnell verblasste er auch wieder. Ich weiß nicht wie es dazu kam, aber die Menschen um mich herum wendeten sich von mir ab, Jobangebote blieben aus und die, die sich meine Freunde schimpften, beraubten mich sprichwörtlich meines letzten Hemdes. So kam es, dass ich mein Haus verpfänden musste und mir letzten Endes nichts geblieben ist. Wenn ich so darüber nachdenke, ist das also der Preis, den man für Ruhm bezahlen muss.

Im Endeffekt ist aller Ruhm vergänglich, ob man sich nun wie Miguel Auristos Blancos erschießt, ob man wie Maria Rubinstein in einem fremden Land verloren geht, vom Rest der Welt vergessen, oder ob man wie ich nach einem kurzen

glamourösen und aufbrausenden Leben vor dem Nichts steht. Ruhm lässt den Menschen zu nichts anderem als einem Tier in Gefangenschaft werden, ständig unter der Beobachtung Schaulustiger und in der Freiheit, das zu tun, was er will, dorthin zu gehen, wo er möchte, beraubt. Letztendlich geht jeder daran zu Grunde. Wir alle träumen vom Ruhm und Erfolg, doch sind wir dort angelangt, wird uns bewusst, dass uns andere Dinge wie Liebe oder Freundschaft viel wichtiger sind. Das ist das Wesen des Menschen. Er strebt immer nach den Dingen, die er nicht hat und hat er sie, möchte er andere. Doch genau in diesem Streben nach den Dingen, die wir nicht haben, verlieren wir die Dinge, die wir bereits haben und so stehen wir, ehe wir uns versehen, wie ich, vor dem Nichts. Eine menschliche Hülle ausgefüllt von absoluter innerer Leere. Es hatte wohl keinen Sinn, weiter darüber zu monologisieren.

Schweren Schrittes machte ich mich auf den Weg die Straße hinunter. Die Sonne hing bereits am Horizont und der Himmel war in ein überwältigendes Orange getaucht, das mich beinahe alles um mich herum vergessen ließ.“

Leo Richter hob seinen Blick vom Blatt in die Menge und tosender Beifall brach im Saal aus. Sein neustes Buch um den Identitätsverlust in unserer modernen Zeit und vergänglichen Ruhm, schien auf dem besten Wege, ein weiterer Bestseller zu werden. Während die Euphorie im Raum langsam wieder abnahm, machte Leo sich schnellen Schrittes hinunter von der Bühne, um den lästigen, immer gleichen Fragen der Reporter zu entgehen.

Vorbei an der Menge, prasselten etwaige Male die Fragen auf ihn ein, woher er denn seine Ideen nehme und ob er vormittags oder nachmittags arbeite. Ohne den Leuten einen einzigen Blick zu widmen, sprach er vor sich hin: „In der Badewanne“ und „Nachmittags“. Er dachte zwar, dass das inzwischen die ganze Welt wissen müsste, aber er wurde immer wieder eines Besseren belehrt. Draußen angekommen, lächelte ihn sein Fahrer, ein dünner Mann mit roter Mütze, die Mercedestür aufhaltend, an. „Wieder mal ein anstrengender Tag?“

Leo nickte und während er im Fond seines Wagens Platz nahm, erwiderte er mit einem bedauernden Seufzer: „Immer dieselben stumpfen, nervtötenden Fragen.“

Sein Fahrer schloss die Tür hinter ihm, nahm auf dem Fahrersitz Platz und startete den Motor.

Langsam setzte sich das Auto in Bewegung und kurze Zeit später war es bereits hinter den grauen Häuserfassaden verschwunden.

Larissa Pes: Abbruch

Das Telefon klingelte. Sie fühlte sich unwohl. Seit dem letzten Anruf ihrer Tante lief ihr immer ein kalter Schauer über den Rücken, wenn das Telefon läutete. Obwohl sie in ihrer Kindheit am liebsten stundenlang telefoniert hätte – vorausgesetzt, ihre Eltern hätten sie gelassen - und obwohl sie wusste, dass in der heutigen Zeit ein Leben ohne Telefon unmöglich war, versuchte sie, jegliche Telefonate zu vermeiden. Das

Telefon klingelte noch immer, und sie verspürte plötzlich den Drang, abzuhängen. Sie griff zum Hörer, das Gefühl, etwas stimme nicht, ließ sie nicht los. Als sie den Plastikhörer umfasste und ihr Daumen bereits auf der Taste mit dem kleinen, abgewetzten, grünen Zeichen lag, begann sie zu zittern. In ihrem Kopf hörte sie immer wieder die Stimme ihrer Tante Rosalie, ihrer Lieblingstante, die immer für sie da gewesen war, sie stets getröstet hatte.

Sie, die sonst immer so unbekümmert war, hatte jetzt Gewissensbisse. Der Gedanke, sie habe ihre Tante einfach gehen lassen, ohne sie zu hindern, wollte nicht verschwinden.

Ihr größter Wunsch war, dass Rosalie sich doch umentschieden hätte. Doch sie wusste, dass dies nicht möglich war, denn als sie wenige Wochen nach dem letzten Telefonat mit ihr erneut ihre Nummer wählte, war die Nummer schon neu vergeben. <<Kunz>>, meldete sich der ältere Herr, und schilderte, wie schon einige Damen bei ihm angerufen hatten, um sich nach einer gewissen Rosalie zu erkundigen. Seltsamerweise berichtete er auch, dass einmal ein junges Mädchen am Telefon war, vielleicht war sie auch schon älter, aber höchstens 20. Sie lachte viel und erzählte fröhlich, dass dies zuvor ihre Telefonnummer gewesen sei. Verwirrt habe er damals aufgelegt, da er mittlerweile doch wusste, dass die Nummer vorher an eine ältere Dame vergeben war. Nun drückte sie die Taste mit dem Hörer, führte das Telefon langsam an ihr Ohr und sagte mit leiser Stimme ihren Namen: <<Lara Gaspard. >>Ein Räuspern erklang am anderen Ende der Leitung. <<Hallo, Lara.>>, erklang nach einer Weile. Lara erkannte die Stimme sofort. Luzia, mit der sie sich während der Studienzeit eine Wohnung geteilt hatte. Plötzlich fiel die Anspannung von ihr ab. <<Luzia! Es ist eine Ewigkeit her, dass wir miteinander gesprochen haben.>> <<Ich hatte große Mühe, deine Nummer herauszufinden. Als du nach San Francisco gezogen bist, ist der Kontakt irgendwie abgebrochen. Wie geht es dir?>> Lara schluckte. Sie hatte bisher mit niemandem darüber gesprochen, was ihre Tante unternommen hatte. Es belastete sie zwar sehr, und sie hatte von vielen Kollegen und Bekannten gehört, dass sie sich verändert habe, viele fragten, ob etwas vorgefallen sei, doch sie hatte es nicht geschafft, es jemandem zu sagen. Luzia konnte sie es sagen, das wusste sie. Doch warum jetzt diesen Moment zerstören? Luzia hatte bestimmt viel zu erzählen. Lara entschloss sich, nichts zu sagen. <<Gut, ich bin viel unterwegs durch meine Arbeit, es ist sehr anstrengend, aber es geht mir gut. Und du? Lebst du noch in der Stadt? Was macht dein Bruder, ist er wirklich nach Australien ausgewandert?>> Viele Fragen stellen, um von sich selbst abzulenken, das war Laras Plan. Luzia antwortete auf all ihre Fragen und schnell begannen sie ein lebhaftes Gespräch. Doch plötzlich wurde Luzia ganz ruhig. <<Lara, ich muss mit jemandem reden.>> Lara begann erneut zu zittern. Genau das, wovor sie am meisten Angst hatte, war wieder der Fall. <<Lara?>> <<Ja, ich ... ich bin da.>> Nervös strich sie immer wieder über ihren blauen Rock. Sie versuchte, sich zusammenzureißen und bekam geradeso einige Worte über die Lippen. <<Was ist passiert?>>, fragte sie schließlich. <<Seit einiger Zeit>>, begann Luzia, <<seit einiger Zeit weiß ich, dass ich schwanger bin.>> Erleichtert seufzte Lara. <<Wie schön. Ich freue mich für dich.>> <<Lara, ich kann das nicht. Anfangs habe ich mich noch gefreut, doch dann>>, Luzia machte eine lange Pause, <<dann habe ich festgestellt, dass es nicht funktioniert. Der Vater ist ein vielbeschäftigter Mann, er ist oft unterwegs, wir sehen uns nicht oft und ich kenne ihn auch nicht lange. In meinem Job bleibt mir kaum Zeit für ein Kind. Außerdem, ich und ein Kind, das passt doch einfach nicht. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll.>> <<Was sagt denn der Vater

dazu?>> <<Er sagte, er freue sich. Das Problem ist, ich habe ihm das gleiche gesagt. Von meinen eigentlichen Gedanken hat er keine Ahnung.>> <<Was hast du vor, Luzia?>> Nach einer kleinen Pause antwortete sie. <<Ich habe gestern mit meinem Gynäkologen über eine Abtreibung gesprochen.>> Lara setzte sich. Ihre größte Angst, durch einen Anruf erneut mit dem Thema Tod konfrontiert zu werden, war nun Wirklichkeit. <<Du bist die erste, der ich es sage. Findest du es falsch?>>, fragte Luzia leise. Lara antwortete nicht.

Girge Glock: Alptraum

Plötzlich wachte Anne auf. Sie hatte schon wieder einen Alptraum gehabt. Diesmal war wieder alles anders. Der Traum spielte in Afrika, im Bürgerkrieg. Manchmal fragte sie sich, ob es denn nicht besser wäre, einen Arzt aufzusuchen oder mit jemandem zu reden, doch dann las sie zur Beruhigung in einem Buch und versuchte wieder einzuschlafen. Seit Wochen schon konnte sie nicht mehr ruhig schlafen. Ihre beste Freundin hatte ihr schon geraten, mal ihre Tochter anzurufen. Die beiden, Anne und Maria, Annes Tochter, hatten sich schon seit Jahren nicht mehr getroffen und nur spärlich miteinander geredet. Allerdings wurde ihre Tochter vor sechs Wochen für vermisst erklärt. Anne wusste, dass das der Grund für ihre Alpträume war, brachte es allerdings nicht übers Herz ihrer Freundin zu gestehen, dass Maria, ihre Tochter, verschwunden war. Im Übrigen wollte sie nicht von allen bemitleidet werden. Das würde ihr auch nicht helfen.

Man wusste noch nicht einmal, wo sie war, man war sich nur sicher, dass sie aus Deutschland ausgereist und nicht zurückgekommen war. Seitdem fühlte sich Anne elend. Sie traute sich nicht mehr vor die Tür und warf sich Tag für Tag vor Maria nie wirklich gesagt zu haben, dass sie sie liebe. „Sei nicht albern! Selbstmitleid hilft da nicht. Lad sie doch mal ein!“, sagte ihre Freundin Elisabeth, wenn sie wieder einmal jammerte, ihre Tochter melde sich nicht. Allerdings war das ja jetzt zu spät. Manchmal fühlte sie sich sogar so schlecht, dass sie überlegte, Selbstmord zu begehen, aber sie hoffte, dass das bald aufhören würde. Da sie schon alt war würde sowieso bald sterben. Mit einem natürlichen Tod wollte sie sich wenigstens würdig von der Erde verabschieden. Außerdem hatte sie eine neue Beschäftigung gefunden: Das Bücherschreiben. In Fernsehsendungen hatte Anne schon oft gehört, dass Schreiben ähnlich wie Reden beim Verarbeiten hilft. Und auf Papier gab es keine Reaktion auf das, was sie loswerden wollte. Sie schrieb alles auf, was sie träumte. Oft fiel ihr dabei auf, wie unsinnig ihre Träume waren. In einem Traum tauchte eine ihrer alten Schulkameradinnen auf, die sich vor Jahren selbst das Leben genommen hatte. Jedoch starb sie in ihrem Traum nicht, sondern jemand konnte sie auf wundersame Weise retten. Sie dachte sich Namen für alle Menschen in ihren Träumen aus und verarbeitete sie in ihrem Buch. Es war schwierig, all diese Träume von einem Schriftsteller, der selbst wirre Geschichten schrieb, und einem nörgelnden Internetsüchtigen zueinander in Verbindung zu bringen, aber sie schaffte es und konnte dabei teilweise sogar ihren großen Kummer vergessen. Erst ein Jahr, nachdem ihre Tochter verschwunden war, erzählte sie ihren Freundinnen von dem Verschwinden und von ihren Träumen. Zu ihrer großen Befriedigung interessierten sich ihre Freundinnen für ihre Träume. Daher beschloss sie, das Buch zu veröffentlichen, auch in der Hoffnung ihre Tochter würde es vielleicht lesen, wo immer sie auch sein mochte. Da das Buch mit der Zeit immer bekannter wurde und schon zu den Bestsellern Deutschlands gezählt wurde, beschloss sie, weiterhin Bücher zu schreiben. Häufig schloss sie Träume oder

Erlebnisse geschickt in ihre Erzählungen mit ein. Nur durch das Verschwinden ihrer Tochter hatte sie gemerkt, wie gut sie im Schreiben war und sie hoffte ihre Tochter wäre stolz auf sie; schließlich waren auch viele Ihrer Geschichten auf die Kindheit ihrer Tochter bezogen.

Nach Jahren des Schreibens wurde Anne schwer krank. Ironischerweise bekam sie genau wie eine ihrer Figuren in ihrem ersten Roman Bauchspeicheldrüsenkrebs. Allerdings wollte sie sich dafür nicht umbringen, anders als die Figur in ihrem Buch, sondern den Schmerz aushalten. Die Wochen krochen dahin und ihr Leiden wuchs von Tag zu Tag. Sie wusste, was passieren würde, denn ihr Mann war schon vor 15 Jahren dem Lungenkrebs nach jahrzehntelangem Kettenrauchen erlegen. Was sie jedoch nicht erwartete, war, dass ich ihr helfen konnte. Ähnlich wie die Geschichte in ihrem Roman berührte mich ihre Krankheit. Es wäre wohl zu offensichtlich sie zu retten, aber sie glücklich zu machen war leicht.

Noch an dem Tag, an dem Anne ihrer Krankheit erlegen sollte, kehrte Maria wieder zurück. Sie war auf einer Landstraße mitten in Asien gefunden worden; halb tot. Man hatte Kontaktpersonen für sie gesucht und war dabei auf ihre Mutter gestoßen, daher wurde sie in einem Krankenhaus nahe des Hauses ihrer Mutter untergebracht. Genau an diesem Tag wurde auch Anne eingeliefert, und unwissentlich direkt neben ihre Tochter gelegt. Im letzten Moment ihres Daseins begriff Anne endlich, neben wem sie lag und musste feststellen, dass nicht alles so ist, wie es scheint.

Mirella Wagner: Böse Gedanken

Gregor Rappenzilch, 45 Jahre, sitzt in seinem Taxi und wartet. Soeben hatte er eine alte Frau zu diesem Gebäude gefahren. Sie wollte nur schnell Geld holen, um die Fahrt zu bezahlen. Doch jetzt steht er hier schon über eine halbe Stunde und zurück kam sie bisher noch nicht. Dabei sah sie sehr nett aus. Wie sehr man sich doch in den Menschen täuscht! Niemandem kann man vertrauen! Gregor trommelt ungeduldig auf das Lenkrad und sieht alle paar Sekunden nach dem Taxameter. Um sich abzulenken, hat er das Radio angestellt. Gerade schallt ein alter Song durch sein Auto. Und, durch seinen Kopf: „Scheiße, in meinem Keller liegt ne Leiche, ich bin´s nicht gewesen, doch ich kann es nicht beweisen...“. Ja, Gregor hat gerade sehr große Lust jemanden umzubringen. Die ganze Welt zu zerstören! Noch nie hat ihn jemand verstanden! Wieso können sich andere amüsieren, während er schuftet, um Geld zu verdienen?

Jetzt ist es aber genug! Herr Rappenzilch steigt aus und klopft gegen die Tür des Gebäudes, durch die die Frau verschwunden ist. Gregor hämmert so laut, dass seine Knöchel aufreißen und zu bluten anfangen. Schon seine Mutter sagte immer, er sie ein hyperaktives und aggressives Kind gewesen und Taxifahrer sie bestimmt nicht der geeignete Beruf für ihn. Alles hatte er nach ihrer Meinung in seinem Leben falsch gemacht. Doch heute wird sich alles ändern. Er, Gregor, hat einen Entschluss gefasst. Eigentlich hatte ihn das Lied auf die Idee gebracht. Heute Abend wird er seine Frau umbringen. Jetzt, wo seine Mutter nicht mehr lebt, macht seine Frau ihm das Leben schwer und tyrannisiert ihn noch mehr. Er wird die Leiche vor die Haustür des Nachbarn legen. Der Verdacht wird sicher auf diesen fallen, da er schon vorbestraft ist. Danach wird Gregor alle Spuren verwischen, Ausweis und Visum fälschen und in den Osten auswandern. Das wollte er schon immer! Seine Identität verlieren und aus der Welt verschwinden! Immer wieder hört man von berühmten Menschen, die es schaffen unterzutauchen. Wieso also sollte ihm das nicht gelingen als einfacher Mensch, den niemand kennt?

Die Tür geht auf. Eine freundliche Stimme: „Mein lieber Herr, was wünschen Sie? Kann ich Ihnen behilflich sein?“ „Ich,...ähm, wollte fragen, ob hier eine alte Frau eingetreten ist?“, fragt Herr Rappenzilch unbeholfen. „Sie hatte einen Termin hier, im Sterbeheim, doch sie ist nicht gekommen. Das passiert oft. Was wollen Sie denn von ihr?“ „Sie hat mich um mein Fahrgeld betrogen!“, wirft Gregor empört ein. „Da kann ich leider nichts für Sie tun. Auf Wiedersehen!“. Und ehe er sich's versieht, findet sich der vor Wut schäumende Gregor wieder vor verschlossener Tür. „Ein Sterbeheim. Hat der Mann die Wahrheit gesprochen? Aber nein!“, sagt sich Gregor, „denn sonst hätte er nicht behauptet, sie sei nicht in das Gebäude gegangen. So ein Lügner! Die ganze Welt lügt! Genauso wie Miguel Asturias Blancos, der berühmte Autor der Märchengeschichten! Alles nur Deppen, die daran glauben wollen!“ Es hat aufgehört zu regnen, und jetzt, da sich der Nebel verzogen hat, scheint die Sonne unbarmherzig auf seine Glatze. Eine Mücke versucht ihn zu stechen. „Was für ein Wetter!“, brummt er, steigt wieder in das Taxi und fährt nach Hause. Es ist jetzt schon spät. So spät kommt er normalerweise nie zurück. Er war schon seit früh morgens auf den Beinen. Seine Frau empfängt ihn sogleich mit einer Schimpftirade - wieso kommt er so spät nach Hause? Bestimmt habe er sich wieder mit einem Flittchen herumgetrieben. - Ein übler Gestank zieht von der Küche in seine Nase. Sein Abendessen. Es besteht aus einer unförmigen, grauen Masse. Wo hat sie nur so schlecht kochen gelernt? Gibt sie sich denn überhaupt keine Mühe? Egal, das ist jetzt nicht mehr wichtig. Heute Abend wird Gregor alles klären zwischen ihr und ihm. Nachdem er das Essen hinuntergeschlungen hat, steht er auf und sieht fern. Seine Frau geht zu Bett. Bisher läuft alles nach Plan. So lang hat er schon auf diesen Moment gewartet! Leise, so leise wie nur möglich, nimmt er ein Messer aus der Schublade. Als er oben ankommt, kann er den gleichmäßigen Atem seiner Frau hören. Durch ihre großen Zähne hört sich das immer wie ein Pfeifen an. Bis vor kurzem hatte sie noch im Kulturinstitut in Mittelamerika gearbeitet und dadurch viel Kontakt mit Prominenten. Wahrscheinlich ist sie deshalb so verwöhnt und behandelt ihn, einen gewöhnlichen Menschen, wie Dreck. Als seine Mutter sie jedoch in Mittelamerika anrief und behauptete, er würde sich mit jüngeren Frauen treffen, gab sie ihre Arbeitsstelle auf und kehrte nach Zürich zurück. So ein Unsinn! Seine Mutter war früher begeistert von seiner Frau gewesen, als sie erfuhr, dass seine Frau ihn unterdrückte. Sie meinte, eine starke Frau sei gut für einen so schwachen Mann wie Gregor.

Gregor tritt ins Zimmer, sein Gehirn ist plötzlich wie leergefegt. Er hat kein Gefühl mehr. Langsam schleicht er sich ans Bett. Das Messer nur noch wenige Zentimeter von ihrem Hals entfernt. Gleich...gleich hat er es geschafft! Nur ein klitzekleiner Schnitt und sie würde verbluten. Er sieht einige Momente seines Lebens vor sich. Doch seltsamerweise nur die glücklichen. Eine Wiese, auf der er als kleines Kind gespielt hatte. Seinen längst in Vergessenheit geratenen Freund, Ebling, aus Kindheitstagen. Die Technik-AG. Sein erstes Fahrrad. Seinen Vater kurz bevor er erkrankte. Seine Hochzeit. Das erste gemeinsame Kind. Seine Hand zittert, Schweiß tropft ihm von der Stirn. Die Sonne geht unter und lässt ihr orangenes Licht noch ein letztes Mal durch das Zimmer gleiten. Seine Mutter hatte Recht, er war zu schwach! Seine Hand krampft sich um das Messer. Soll er es wirklich wagen? Vor seinem inneren Auge sieht er Ralf Tanner in einem seiner Filme die Pistole ziehen, er zielt. Gebannt wartet Gregor auf den Schuss. Was würde Ralf Tanner an seiner Stelle tun? Sie umbringen? Oder sie am Leben lassen? Er würde bestimmt etwas an seinem Leben ändern! Aber Gregor ist nicht Ralf Tanner! Was soll er tun? Es ist jetzt fast dunkel. Sein Handy klingelt. Verwundert schlägt sie die Augen auf. Ihr Blick fällt auf die kalt glänzende Klinge in seiner zitternden Hand...